

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 10

Artikel: Die Dichter im Schnee
Autor: Schumacher, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich dachte damals noch nicht, daß ich Jahre später einen viel behaglicheren, gemütlichen Flug machen würde. Man konnte sich in bequemen Stühlen setzen, wo es einen gelüstete. Ueberallhin genöß man freien Blick.

Das war der denkwürdige Flug im Zeppelin-Luftschiff im Spätherbst 1931. Wie ein Märchen mutet er mich heute an. Aber es ging mit rechten Dingen zu. Und Glück, ein Extraglück war auch dabei. Denn der dicke Nebel, der am Morgen über Friedrichshafen gelegen hatte, war gegen Mittag dünner geworden, und als wir das Schweizer Ufer erreicht hatten, war der Himmel entwölkt, der Säntis erstrahlte im Glanz eines festlichen Tages, und eine Panoramafahrt ohne gleichen führte uns über die halbe Heimat. Die heutigen weißen Vögel, die von Land zu Land fliegen, klettern in Höhen von zwei und drei und viertausend Metern, und die Passagiere sehen eine schwer zu entziffernde Landkarte unter sich, einen Flußlauf, einen See, aber alles so winzig wie ein Spielzeug und von einem Dunst umwoben, daß Dorf und Stadt, Berg und Tal und Wiese und Wald verschwommen ineinander fließen. Wir aber hoben uns nur etwa 300 Meter von der Erde, benannten jeden Hof und jedes Dorf, jeden Kirchturm und jeden Bahnhof. Und wo ein Zug stille stand, sahen wir die Leute wie Ameisen ihre Wohnstatt auffuchen. Vieh wurde an den Brunnen getränkt, und Wagen zogen gemächlich aus dem Walde nach Hause. Der Schatten unserer Riesenzigarre wanderte wie ein Geist über die Erde, vom tiefen Brummen der Propeller begleitet. Aus den Dörfern winkten uns Menschen herauf, und wie Selige winkten wir hinunter, wie Selige.

So ging's über den Thurgau hin, ins Zürcher Land, über See und Albis ins Zugerländchen und nach Luzern. Die alten Eidgenossen, wie würden sie gezittert haben, wenn ihnen so ein Gespenst am Himmel erschienen wäre! Die Mannen auf dem Rütli hätten erst recht ihre Hände ineinander gelegt und einer dem andern Hilfe versprochen, mochte über sie kommen, was Himmel und Erde im Schilde führten.

Berge und Dörfer waren mir wohlbekannt. Auf schönen Sommerfahrten hatte ich sie besucht. Aber jetzt lagen sie unter mir, sahen freilich ganz anders aus und schienen uns zu fragen: Gehört ihr zu Wotans Heer oder seid ihr, eine fahrende Wolke der brausenden Küche des Wettergottes ins Weltall entronnen?

Von Brunnen aus ging's den Muthen zu und über den klösterlichen Grund von Einsiedeln, nach dem Obersee, und über dem Walensee wurden wir zwischen zwei Ketten und Bergtürme gezwängt, daß wir nicht hätten entronnen können. Die Richtung war uns gewiesen. Nach Sargans lud uns der Rhein ein, seinem Laufe zu folgen. Wir wären ihm treu geblieben bis zum Bodensee, wenn uns nicht das Appenzellerländchen und die Stadt St. Gallen keine Ruhe gelassen hätten: macht auch uns einen Besuch! Da blitzte schon das Schwäbische Meer heran und Friedrichshafen, unser Ziel.

Der Ring war geschlossen.

Wenn jede Reise Freude schafft, kann sie nicht größer, nachhaltiger und unerhörter sein als mein Flug im Zeppelin.

Du sieghafter Held, der du mit deinen Motoren und lenkbaren Flügeln die Welt erobert hast, ein ruhmvolleres Ende hättest du verdient als deinen Flammentod am Mast in Lakehurst!

Die Dichter im Schnee

Von Hans Schumacher

Die Dichter in den Weilschen; da findet niemand etwas einzuwenden, denn Dichtung und Frühling ist seit eh — man braucht nicht einmal an Minnesangs Frühling zu denken —

eine herrliche Harmonie. Auch der Sommer und der Herbst, vor allem der in Elegie und Ernst eindämmernde Herbst, sind dem Dichter freundlich gesinnte Jahreszeiten. Aber der Winter?

Was soll der Dichter im Schnee? Diese Frage stellt heute eine skifahrende Zeit nicht mehr. Und doch sucht man vielleicht vergebens nach modernen Wintersportgedichten, wenn man von Hans Roelli, der mit seinen Schwüngen als Skilehrer einen Vers auch in den Schnee zu skandieren versteht, absieht.

Wintersportgedicht — daran stoße man sich nicht! Es ist ein Gedicht gemeint, das beispielsweise das Skilaufen zum Anlaß der lyrischen Deutung der Landschaft nimmt. Auch die Klassiker haben sich nicht ge scheut, eine damals besonders mit Hingabe geübte Sportart zu besingen: das Schlittschuhfahren. Man lese die betreffende Klopstock'sche Ode; denn Klopstock, der Dichter des „Messias“, war ein begeisterter Schlittschuhfahrer, wirklich Schlittschuhfahrer (mit Schritten), was Goethes Bericht plastisch erweist: „Da er (Klopstock) aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und, was dabei zu suchen und zu machen sei, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung teilhaftig werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurechtgewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welche er durchaus nicht wollte gelten lassen; denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Rufen dahinführe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer dahinschritte. Nun kam er an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen, hohlgeschliffenen Schlittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen, friesländischen Stähle, welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot ein Paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln an, und habe solche, ob schon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt.“ Goethe und Klopstock sind nicht die einzigen, die dem Winter auf diese Weise, das heißt sporttreibend und dichtend, be-

gegnet sind, und bis heute läßt sich der klassische Schlitt- oder Schlittschuhlauf in der Dichtung verfolgen. Sonst aber gilt für die Winter — vor allem für die Wintersportdichtung der Titel jenes Gedichtes von Mathias Claudius, der besagt, daß es „Ein Lied hinterm Ofen zu singen“ sei:

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er den bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Aus dieser Distanz nun, gleichsam hinter dem Ofen hervor, ist der Winter in der Dichtung oft aufgerufen. Wie den andern Jahreszeiten kommt ihm der Wert eines begleitenden Akkordes zum Seelischen zu. Er wird zum Symbol. Goethes „Faust“ ist es einmal „winterlich im Leibe“, in Shakespeares „Richard III.“ wird vom „Winter unseres Mißvergnügens“ gesprochen, das wohl erst mit Richard Wagners Walküre-Lied „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ endet. Und wollte man aus der Prosa die Winterstellen zusammensuchen, es ergäbe eine Bibliothek; worauf verwiese man? Auf Schilderungen bei den großen Russen, auf den Tod von Gerhard Hauptmanns „Emanuel Quint“, der als „Narr in Christo“ am Gotthard oben in der Einsamkeit des Pizzo Centrale im Schnee umkommt? Das sind nur zufällige Hinweise. Auch mit der Winterlyrik ließe sich — um Gottfried Kellers „Winternacht“ („Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt“) gruppiert — eine schneesternige Anthologie zusammenstellen. Aber fast überall ist es ein Winter aus Distanz, der erscheint. Und das ist zum großen Teil noch heute der Fall, auch „im lieben Schweizerlande“, wo nach Claudius der Winter ein „Sommerhaus“ hat.

Die Dimensionen des modernen Wintergefühls aus dem Erleben des Sport, das heißt vor

allem des Skisports heraus, ist noch nicht erobert, auch wenn man da und dort in einem Roman den Schauplatz an einen Schneehang hinaufgezerrt hat. Denn jede Darstellung, gute Darstellung einer neuen Welt bedarf einer Tradition. Die Eroberung des Winters auf Klopfschneeschuhs „geflügelten Sohlen“, geflügelt aber diesmal nicht mit Eisen, sondern mit Holz, liegt erst etwa ein halbes Jahrhundert, in ihrer intensiven modernen (fast zu organisierten) Form erst wenige Jahre zurück. Am besten noch hat die Lyrik — es sei nochmals auf Noelli verwie-

sen — sich dieses neuen Aspektes bedient, weil ihr das Bild nur flüchtiger Anlaß zu einer tieferen Aussage als ein Pulverschneehang ist. Für die Prosadarstellung der Winterwelt aus dem Betrachten von der Sportseite her sind andere Anforderungen gestellt: die der exakten Beobachtung. Dazu müßte der Dichter selbst in den Schnee, und zwar (wenigstens äußerlich) als Sportsmann. Doch vielleicht hat er seine guten Gründe, es nicht, noch nicht zu tun. Und nicht jeder der Schlittschuh, das heißt der in diesem Falle Ski fährt, ist ein Klopfschuh oder Goethe.

HEINRICH PESTALOZZI

Du gingst auf Erden, der geringsten einer,
Dein schmerzdurchfurchtes Dulderantlitz bot
Den Spiegel deiner durchgekämpften Not;
Verlacht, verlästert wurdest du wie keiner.

Im heißen Mühen, den Leidenden zu dienen,
Dass keiner müsste darben mehr und frönen,
Liest du als Narr und Bettler dich verhöhnen:
Der selber sich nicht hilft, wie hilf' er ihnen?

ADOLF HALLER

Doch war gesegnet die verschmähte Schale
Wie keine sonst, weil Gottes Herz drin schlug;
Du gabst dich selbst, wo man um Groschen frug.

Es leuchtete aus deines Auges Strahle
Die ewige Liebe, die zum andern Male
Durch dich sich schenkend zu den Menschen trug.

Der Schutzengel

In jenem Winter waren fast alle Schweizerseen zugefroren, und das verschaffte unserer Jugend viel gesunde Kurzweil. Leider kamen auch einige Unglücke vor, wie dies jedesmal geschieht; denn dem Eise ist nie ganz zu trauen.

An einem Märzabend hatte ein Mann namens Peter Buri in Eschenried das Postauto verpaßt. Daraufhin blieben ihm zwei Möglichkeiten: Uebernachten im Gasthof, oder der etwa dreistündige Fußmarsch zur Station. Das zweite behagte ihm schon gar nicht, als rüstiger

Fünziger und in Unbetracht seines schwachen Herzens hatte er in seinem Reisendenberuf Bewegung genug und war nicht geneigt, eine solche zusätzliche Tagesleistung auf sich zu nehmen. Eine dritte Möglichkeit, nämlich die, den gefrorenen See zu überschreiten und in Wilen den Zug zu besteigen, fiel ihm vorerst gar nicht ein.

Gerade hierzu rieten ihm seine Bekannten. „Ihr könnt es wohl verantworten“, meinte einer, dem die Jahre tiefe Furchen in die lederne Haut gegraben, und der auch sonst nicht wie ein